

Deutsche Kolonialgeschichte: Noch längst nicht passé ...

Drei Neuerscheinungen zu einer Geschichte voller Widersprüchlichkeiten



Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.)
»...Macht und Anteil an der Weltherrschaft«
 Berlin und der deutsche Kolonialismus, Unrast Verlag, Münster 2005, ISBN 3-89771-024-2
 284 Seiten
 28 Euro.

Drei neue Darstellungen zur deutschen Kolonialgeschichte befassen sich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven mit der Zeit am Ende des 19. Jahrhunderts und machen deutlich, dass die Kolonialgeschichte nicht mit dem Verlust der Kolonien 1918 aufhört. Der Jenaer Historiker Dirk van Laak blickt weit gefasst auf den deutschen Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert. Der Gießener Historiker Winfried Speitkamp widmet sich in seiner »Deutschen Kolonialgeschichte« der Kultur- und Politikgeschichte. Die Berliner Historiker Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller verengen in dem von ihnen herausgegebenen Band »... Macht und Anteil an der Weltherrschaft« den Blick weiter zu einer anschaulichen Mikrogeschichte des Kolonialismus in Berlin.

Van Laak geht es nicht nur um das brutal annexionistische Auftre-

ten des Deutschen Reichs zwischen 1884 und 1918, sondern auch um vorangegangene Expansionsversuche, um die gedankliche Vorbereitung und um die materielle Aneignung der Welt. Zum Imperialismus zählt van Laak auch die Erschließung neuer Territorien durch die Wissenschaft. Neben der Geographie als imperialistischer Leitwissenschaft betont van Laak die Rolle der Techniker für den Eisenbahnbau und andere Infrastrukturprojekte. Im Bereich der Geisteswissenschaften leiteten Sprach-, Raum- und Volksforschungen unter dem Primat des nationalen Projekts historische, ethnische oder räumliche Ansprüche der Deutschen her. Dabei schufen sie von Vorurteilen geprägte Phantasielandschaften. Van Laak betont den akademischen Charakter des deutschen Imperialismus besonders in der Zeit vor und nach der faktischen Kolonialherrschaft.

Der Autor veranschaulicht einerseits den geistigen Hintergrund und die Denkstile und stellt andererseits den faktischen chronologischen Verlauf des deutschen Imperialismus und seiner Rückwirkungen dar. Er begreift den nach außen gerichteten Imperialismus als Zwillingbruder des nach innen orientierten Nationalismus. Immer wieder betont van Laak den Doppelcharakter des Imperialismus: Die Ambivalenz zwischen Gemeinsamkeit und Konkurrenz zu den anderen Kolonialmächten, zwischen der weltweiten Zivilisierung der Menschheit und der Festigung der Hierarchien.

Van Laak berücksichtigt darüber hinaus den nationalsozialistischen Kontinentalimperialismus des Zweiten Weltkriegs mit seiner Expansion nach Osten. Er zeigt, dass die imperialistische Rhetorik auch nach 1945 fortgesetzt wurde, etwa im Diskurs um die innerdeutsche Spaltung. Selbst die Entwicklungspolitik, das Schaffen ökonomischer Abhängigkeiten und kultureller Dominanz deutet er als informelle, subtilere Formen des Imperialismus. Trotz der Kontinuitäten weist

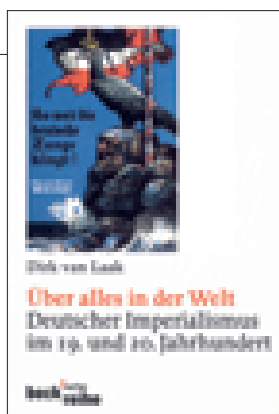
er immer auch auf den Wandel hin. Außerdem konstatiert er, dass der Kolonialismus nie eine einheitliche, breite Zustimmung fand.

Die Vielfalt der Meinungen wird auch in der deutschen Kolonialgeschichte Speitkamps deutlich. Es gab keine rückhaltlose Begeisterung für die überseeischen Besitzungen. Risse zogen sich in der Kolonialfrage quer durch die Gesellschaft und die Parteien; sie verliefen zwischen der Heimat- und Siedlergesellschaft. Die Regierung wiederum verhielt sich zögernd, was sich etwa darin ausdrückte, dass der Kolonialhandel zollpolitisch nicht privilegiert wurde. Noch nicht einmal die Haltung der in Übersee tätigen deutschen Firmen war eindeutig kolonialistisch. Zwar wollten sie die deutsche Position im Welthandel stärken und den Bedarf an Kolonialprodukten decken. An einer imperialistischen Rivalität waren sie dennoch kaum interessiert, etwa um ihre Abhängigkeiten im britischen Hongkong nicht zu gefährden.

Speitkamp betont immer wieder die Handlungsspielräume und die Widersprüchlichkeit des Geschehens. Beispielsweise glaubten bei den Verhandlungen 1884 über die deutschen kolonialen Schutz- und Kaufverträge am Ende beide Seiten, den jeweils anderen Partner überlistet zu haben. Den deutschen Verhandlungsführern standen aber keine »unfähigen« afrikanischen Verhandlungspartner gegenüber. Vielmehr waren die umständlichen und langen Verhandlungen Ausdruck einer komplexen gesellschaftlichen Organisation der afrikanischen Gesellschaften. Durch den Vertragsabschluss selbst veränderte sich die politische Ordnung, und Einzelne erlangten bisher unbekannte Formen personaler Autorität und Legitimität. Bei Speitkamp werden die Einheimischen Afrikas zu handelnden Subjekten, die ihre Geschichte selbst gestalten. An der Küste Kameruns etwa nahmen die Duala schon in vorkolonialer Zeit eine führende Rolle im Handel ein und konnten sich in der Kolonial-

Dirk van Laak
**Über alles
 in der Welt.
 Deutscher
 Imperialismus
 im 19. und
 20. Jahrhundert**

Verlag C. H. Beck,
 München 2005,
 ISBN 3-406-52824-4,
 229 Seiten,
 14,90 Euro.



zeit durch die Umstellung auf Cash Crops behaupten. Sie hatten sich das Recht auf den von ihnen genutzten Boden sogar im Schutzvertrag von 1884 ausdrücklich zusichern lassen.

Die kolonialen Aktivitäten zeitigten Folgen für die Metropole und wirkten in diese zurück. Im Bild der Kolonien formte sich beispielsweise die nationale Identität der deutschen Bevölkerung neu, wie sich an der Diskussion um die »Misch-ehen« zeigt. Speitkamp verbindet moderne kulturgeschichtliche Ansätze mit den politik- und sozialgeschichtlichen Grundlagen. Fragen nach interkulturellen Begegnungen und den Spuren der Kolonialgeschichte im kollektiven Gedächtnis werden ebenso behandelt wie etwa die Verfassungs-, Verwaltungs-, Stadt- und Wirtschaftsgeschichte.

Einige Aspekte, die bei van Laak manchmal nur in einem Satz angedeutet sind, hat Speitkamp zusammenfassend in einem längeren Abschnitt dargestellt. In dem von van der Heyden und Zeller herausgegebenen populären Band finden diese Aspekte eine punktuelle Vertiefung in einzelnen Aufsätzen. Ohne eine Gesamtinterpretation zu versuchen, entsteht mit vielen Detailinformationen und Bildern ein sehr viel plastischeres, dafür aber fragmentiertes Bild. Außerdem bereichern die Autoren die Deutung der deutschen Kolonialgeschichte um Elemente einer Kontrastgeschichte der antiimperialistischen Vereinigungen

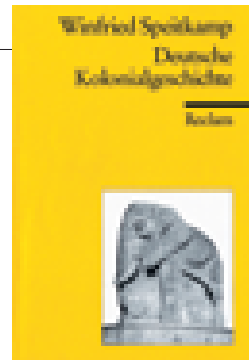
der 1920er Jahre und des Internationalismus. Auch in der Ära scheinbar unaufhaltsamer weltweiter Kolonialherrschaft hatten Wissenschaftler wie Gottlob Adolf Krause und andere Intellektuelle in der Berliner Presse alternative, regierungs- und kolonialkritische Ansichten geäußert und dazu beigetragen, dass einige Deutsche der rassistischen Kolonialpolitik des Kaiserreichs ablehnend gegenüberstanden.

Gerade das Handeln einzelner Personen und ihr Beitrag zur deutschen Kolonialgeschichte wird vielfach sinnfällig, etwa die Rolle einzelner Kolonialpolitiker wie Wilhelm Solf oder des Nilforschers und Arztes Richard Kandt. Deutsch-afrikanische Verflechtungen sollen durch das Porträt der afrikanischen Diaspora in Berlin aufgezeigt werden. Vor allem die Überlebensstrategien Afrodeutscher in der Zwischenkriegszeit werden anhand einzelner biographischer Beispiele erörtert. Die Biographien spiegeln vielfach Bedrückung, Herabsetzung und Ablehnung wider, aber auch vereinzelt erlebte Toleranz. Im Mittelpunkt steht die Frage nach den Rückwirkungen des Kolonialprojekts auf die deutsche Gesellschaft.

Die Widersprüche des kolonialen Systems vor Ort werden am Beispiel eines Fotos deutlich, das zeigt, wie afrikanische Soldaten sich im Dienste der »Schutztruppe« als Henker ihrer eigenen Landsleute betätigten. Auf diese Weise trugen sie zum Aufbau und Erhalt der ko-

lonialen Herrschaft bei. Die Beiträge bestätigen die komplexe historische Situation und machen dabei die koloniale Kultur der Metropole sichtbar. Totengedenken, Zirkus oder Kolonialausstellungen betonen den Kolonialismus als kulturelles Phänomen.

Die drei Bände präsentieren eindrückliche Quellen und Zitate, sind verständlich geschrieben und gute Beispiele dafür, wie man neueste Forschungsergebnisse einer breiteren Leserschaft nahe bringt, mithin Wissenschaft popularisiert. Die Autoren entwickeln aus unterschiedlichen Perspektiven neue Sichtweisen auf Kontinuität und Wandel in der deutschen Geschichte. Sie sensibilisieren für die Offenheit und Widersprüchlichkeit der Geschichte und versagen sich einfachen Schlussfolgerungen. Der Kampf um die Deutung und Bewertung der kolonialen Erfahrung ist noch nicht beendet; er wird von den drei vorgestellten Studien in bemerkenswerter Weise fortgesetzt. ◆



Winfried Speitkamp
**Deutsche
Kolonialgeschichte**
Reclam Verlag,
Stuttgart 2005,
ISBN 3-15-017047-8,
208 Seiten,
6 Euro.

Der Autor

Dr. Hartmut Ber-genthum studierte Geschichte, Politik und Deutsche Literaturwissenschaft in Marburg, Gießen und Bristol (England) und forschte über die Geschichte der Geschichtswissenschaft in Kenia. Seit 2005 ist er Fachreferent für Afrika südlich der Sahara, Ozeanien und Geographie an der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt am Main.

Glauben fern der Heimat

Für afrikanische Christen ist Europa die Diaspora

Roswith Gerloff ist eine Pionierin bei der Erforschung afrikanischer Diasporakirchen in Europa, und zwar in verschiedenster Hinsicht:

- was die Wahrnehmung von Kirchen mit afrikanischen Mitgliedern in Europa angeht;
- bezüglich der Anerkennung der theologischen und soziologischen Bedeutung dieser Kirchen, von denen die Mehrzahl zum charismatischen Spektrum des Christentums gehört;
- hinsichtlich der Organisation ihrer Kooperation auf regionaler,

nationaler und internationaler Ebene, und – in Bezug auf die Überbrückung des Grabens, der die forschenden Theologen und Soziologen von den praktizierenden Pastoren und Mitgliedern dieser Kirchen trennt.

Roswith Gerloff ist Theologin und evangelische Pfarrerin im Ruhestand. Sie hat sowohl in Deutschland als auch in England gearbeitet und unterrichtet. Der vorliegende Band versammelt 23 Artikel aus ihrer Feder, von denen die meisten in den vergangenen drei Jahrzehn-

ten an anderer Stelle publiziert worden sind. Viele haben ihren Ursprung in Vorträgen auf universitären und kirchlichen Konferenzen. Der Titel des Buchs »Das schwarze Lächeln Gottes« geht auf eine Begegnung zurück, die Gerloff in den 1970er Jahren in Oxford hatte: Ein jamaikanischer Pastor vermittelte ihr, dass Menschen afrikanischer Abstammung dazu in der Lage seien, selbst im Angesicht übelster Lebensbedingungen noch zu lachen, und zwar aufgrund ihrer Überzeugung, dass sie vom Heiligen Geist erfüllt sind und gestärkt werden.

Der Band wird eröffnet von einem Vorwort von Gerloffs vormaligem »dissertation advisor« Walter J. Hollenweger. Es folgen eine allgemeine Einführung der Herausgeber Gisela Egler und Paul Löffler sowie eine ausführliche und informative autobiographische Hinführung zum



Roswith Gerloff
Das schwarze Lächeln Gottes.
Afrikanische Diaspora als Herausforderung an Theologie und Kirche
 Beiträge aus 30 Jahren reflektierter Praxis, hrsg. von Gisela Egler und Paul Löffler, Verlag Otto Lembeck, Frankfurt 2005, ISBN 3-87476-443-5, 383 Seiten, 25,80 Euro.

Der Autor

Privatdozent Dr. Werner Kahl ist Studienleiter an der Missionsakademie Hamburg. Er lehrt und forscht zur Charismatisierung des Christentums in Westafrika, zur Rezeption der Bibel aus afrikanischen Perspektiven sowie zu afrikanischen Migrantengemeinden in Europa.

Thema durch die Autorin. Sie mündet in die Präsentation von zehn Fotos, die Gerloff mit ökumenischen Partnern bei verschiedenen Anlässen in den letzten drei Jahrzehnten zeigen. Zur kontextuellen Einordnung sind jedem Artikel einige einführende Sätze der Herausgeber vorangestellt. Die Artikel sind in der jeweiligen Originalsprache belassen worden (5 in Englisch, 18 in Deutsch). Viele erscheinen hier in gekürzter Form, während es sich bei dem wichtigen akademischen Essay »Pfingstkirchen und charismatische Bewegungen in Afrika,

Asien und Lateinamerika« um die erweiterte Fassung eines Eintrags in der kürzlich erschienenen vierten Auflage der theologischen Enzyklopädie »Die Religion in Geschichte und Gegenwart« (RGG) handelt. Thematisch behandeln die Artikel die afrikanischen Erfahrungen in Britannien, die Bedeutung der afrikanischen Diaspora für Europa, die weltweite Pfingstbewegung in der Kraft des Geistes, Kriterien für ökumenisch-interkulturelles Lernen und Handeln sowie Visionen und Herausforderungen für Theologie und Kirche. Die folgenden Bilanzierungen der Arbeit Gerloffs durch Sybille Fritsch-Oppermann, Sevda Demir, Klaus Hock, Wolfram Kistner und Devarakshanam Betty Govinden eröffnen neue theologische und kirchliche Perspektiven. Eine vollständige Bibliographie Gerloffs und bibliographische Angaben zu den 23 hier versammelten Beiträgen beschließen das Buch.

Gerloff enthält sich jeglicher Kritik an den afrikanischen Versionen des Christentums. Dies ist verständlich vor dem Hintergrund der Diskriminierungsgeschichte, die die Begegnung von Europäern und Afrikanern im Allgemeinen geprägt hat und die insbesondere im Verhältnis zwischen europäischem Christentum und traditioneller afrikanischer Religion beziehungsweise zwischen europäischem und afrikanischem Christentum zum Ausdruck gekommen ist. Viele dieser Artikel gründen in persönlichen Erlebnissen und Begegnungen Gerloffs mit afrikanischen Migrantengemeinden.

Sie unternimmt es, ihre Eindrücke einer europäischen Leserschaft zu kommunizieren, wobei sie den potenziellen Beitrag, den afrikanisch-charismatische Kirchen zu leisten vermögen, um verschiedene Mängel in den etablierten Kirchen zu überwinden, kritisch reflektiert auslotet. In Bezug auf die europäischen Kirchen nennt Gerloff den Mangel an Spiritualität, lebendiger Kirchenmusik und Liturgie sowie an der aktiven Beteiligung von Laien am Gottesdienstgeschehen. Wie genau es aber vonstatten gehen soll, afrikanische – sowohl spirituelle wie gemeinschaftliche Lebenserfahrungen – in europäische Parameter des Verständnisses und der Organisation von Wirklichkeit zu übersetzen, damit sie auch für Europäer bedeutsam werden, bleibt ein Frage, die weiterhin bedacht werden muss. Es erscheint fraglich, ob Begriffe wie »Harmonie mit der Schöpfung« oder »Holismus« (Seite 168) sich dazu eignen, Manifestationen oder auch nur erwünschte Realitäten innerhalb des afrikanisch-charismatischen Christentums angemessen zu erfassen.

Empfehlenswert ist diese Aufsatzsammlung für alle, die sich für das Phänomen afrikanischer Migrantengemeinden in Europa beziehungsweise das charismatische Christentum aus afrikanischer Perspektive interessieren. Äußerst hilfreich und inspirierend wird das Buch auch für diejenigen sein, die sich über die Zukunft der etablierten Kirchen in Europa Gedanken machen. ◆

Einmal zum Filmfestival nach Ouagadougou

Warum afrikanisches Kino ähnlich, aber doch anders ist

Die Frankfurter Filmwissenschaftlerin Marie-Hélène Gutberlet nimmt uns mit auf eine Reise in die Welt ge- und erfundener Bilder und Töne des afrikanischen Kinos, das – bezüglich Kinoerfahrung und Filmschaffen – dem Kino in anderen Teilen der Welt so ähnlich und doch so anders ist. Schlagen Sie dieses Buch auf einer beliebigen Seite auf, Sie werden unweigerlich in den Text gezogen – eine seltene

Leistung, zumal für eine wissenschaftliche Publikation. Mit der Reiseleiterin Gutberlet möchte man sich einlassen auf die Welt afrikanischen Filmschaffens – und sei es nur im Rahmen eines der hiesigen Filmfestivals. Oder besser noch, augenblicklich die Reise nach Ouagadougou antreten, um dort mit dem afrikanischen Publikum auch Filme aus Bollywood, Hongkong oder Hollywood zu schauen, dabei vom

Kinosessel aufzuspringen und aus der Hüfte schießen zu lernen. Die Autorin bietet ihren Lesern eine Leserfahrung vergleichbar der Kinoerfahrung im frühen Kino, das unterschiedliche Genres und Gattungen in einer Vorstellung verband und dabei ganz auf die Partizipation des Zuschauers setzte. Theoretische und selbstreflexive, ideengeschichtliche und film beschreibende Passagen werden ineinander verwoben,

ohne dabei zur sprichwörtlichen Nummernrevue zu verkommen. Durch diese intermediale Angleichung gelingt es der Autorin, die Inkommensurabilität (Vergleichbarkeit) zwischen bewegten Bildern und statischen Begriffen (Hans Ulrich Gumbrecht) zu überwinden, das Kino als Wissenschaft vom Bewegten mit der Wissenschaft, die mit statischen Begriffen operiert, zu versöhnen.

Aus gutem Grunde wird hier ein sehr weit gefasster Begriff des »afrikanischen Kinos« verwendet, der keine klare Grenze zwischen Vor- und eigentlicher Geschichte des afrikanischen Kinos, zwischen kolonialer und postkolonialer Ära zieht. Denn das bisher etablierte Konzept afrikanischen Kinos, das lediglich auf der Herkunft der Regisseure gründet, muss fragwürdig erscheinen angesichts der Tatsache, dass ein Großteil der Filme mit außer-afrikanischen Mitteln realisiert wird – von westlichen Filmteams bis hin zu Kameraleuten und Cuttern –, um dann vor allem auf westlichen Filmfestivals und kaum in den Kinos Afrikas zu laufen.

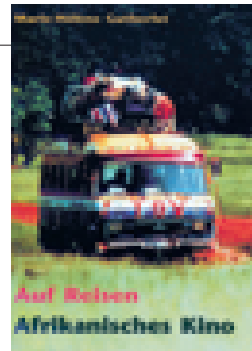
Die Geschichte des afrikanischen Kinos, also des Kinos in und aus Afrika, beginnt mit den kinematographischen Operateuren, die im Auftrag der Gebrüder Lumière im ausgehenden 19. Jahrhundert in ferne Länder zogen, um dort sowohl Filme vorzuführen als auch neues Material zu drehen. Die ersten Vorführungen auf schwarz-afrikanischem Boden fanden 1900 in Senegal statt, und dürften dort, ebenso wie zur gleichen Zeit in Europa, als Attraktionen wahrgenommen worden sein. Das populäre Interesse am Film wird schon bald von der wissenschaftlichen Verwertung, etwa im ethnographischen Film, und der propagandistischen Nutzung eingeholt. Afrikaner wurden nicht nur zu Objekten der ethnographischen Kamera, sondern gleichfalls zum Publikum kolonialer Produktionen, die einem zivilisatorischen Impetus folgten. Malariaabekämpfung, Körperhygiene und verbesserte Agrartechniken sollten auf diese Weise vermittelt werden. Indes zeigte sich während der Kinovorführungen wiederholt, dass sich die afrikanischen Zuschauer vielmehr der Schaulust und der lautstarken Partizipation am Geschehen hingaben als dem Anliegen der ko-

lonialen Didaktik zu entsprechen. Leinwandübersetzer, die *live* nicht lediglich die Dialoge der Filme in lokale Sprachen übertrugen, sondern Szenen auf komische Weise kommentierten und ihren Schabernack mit den filmischen Figuren trieben, hatten Anteil an der Etablierung einer partizipatorischen Kinokultur, die sich bis heute in den Kinos und Videohallen Afrikas gehalten hat.

Auch das Filmschaffen afrikanischer Autoren, das im engeren Sinne als afrikanisches Kino gilt, beginnt nicht in Afrika, sondern in Paris, wo in den 1950er Jahren der erste Film eines afrikanischen Regisseurs gedreht wird. Erst ab den 1960er Jahren entstehen Filme afrikanischer Autoren auch in Afrika. Dem Zeitgeist entsprechend, soll nun die Dekolonisierung der Leinwände beginnen. Dies ist die Zeit der Manifeste und Gründungen panafrikanischer Cineastenverbände, in die auch die Wurzeln der Biennale von Ouagadougou zurückreichen. Seit diesen hoffnungsvollen Tagen hat das afrikanische Kino viele Rückschläge hinnehmen müssen. Trotzdem erscheinen jährlich zirka zwei Dutzend neue Produktionen.

Auf der Suche nach der Differenz des afrikanischen Kinos führt die Autorin verschiedene kultur- und filmwissenschaftliche Diskurse

der vergangenen Dekaden vor Augen – *Third Cinema*, *Black Cinema*, Weltkino –, in die das afrikanische Kino, auch durch Kritiker und



Marie-Hélène Gutberlet

Auf Reisen.

Afrikanisches Kino

Verlag Stroemfeld, Frankfurt und Basel
2004 (Nexus 67),
ISBN 3-86109-167-4,
275 Seiten,
28 Euro.

Filmschaffende selbst, zwar eingebunden war, aufgrund seiner Andersartigkeit aber dennoch stets ein wenig außen vor blieb. Diese Andersartigkeit verortet Marie-Hélène Gutberlet schließlich in der besonderen Beziehung dieses Kinos zur Oralität afrikanischer Kulturen und damit zur Sphäre des Akustischen. In einer Zeit, in der die Rede vom pictorial turn allgegenwärtig ist, setzt sie sich mit diesen Überlegungen – analog zu ihrem Gegenstand – vom Zeitgeist ab. Das Buch empfiehlt sich für akademische Leser aus Kultur- und Filmwissenschaft sowie für Cineasten und Afrika-Interessierte. ◆

Der Autor

Dr. Matthias Krings

ist Juniorprofessor am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Universität Mainz. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Medienethnologie, afrikanische Videoproduktion und populäre Kultur.

Wenn Menschen noch ein Herz in der Brust haben

Bernhard Grzimeks Afrika-Arbeit
aus medienhistorischer Sicht

Anfang der 1950er Jahre bricht Bernhard Grzimek nach Afrika auf. 1951 geht die erste Reise an die Elfenbeinküste – sein Sohn Michael, damals gerade 16 Jahre alt, ist dabei. Als Direktor des Frankfurter Zoos will Grzimek Tiere für den im Krieg stark zerstörten Tiergarten nach Deutschland holen. Außerdem will er in freier Wildbahn die Lebensweise der Tiere studieren und filmen, um ihre Haltung in Menschenobhut zu verbessern. Aus diesen Aktivitäten wird innerhalb weniger Jahre eine einzigartige Kampagne für die Tierwelt Afrikas, der in Tansania gedrehte Film »Serengeti darf nicht sterben« wird

ein Welterfolg. 1960 erhält Grzimek dafür in Hollywood den *Academy Award*. Er ist der erste deutsche Oscar und bis heute der einzige für einen Tierfilm.

Grzimeks Tierfilme waren im Nachkriegsdeutschland ungemein erfolgreich, Titel wie »Serengeti darf nicht sterben« und »Kein Platz für wilde Tiere« haben Eingang in den Volksmund gefunden. Mehr noch kann man sich die Filme auch als gesellschaftspsychologisches Ersatzmedium und Ventil verstellter Gefühle vorstellen. Die Historikerin Franziska Torma untersucht in ihrer als Buch erschienenen Magisterarbeit Tiere als Indiz eines gesellschaft-

lichen Diskurses und stellt am Beispiel Grzimek erstmals eine Verbindung von Tierfilm und Geschichtsbewältigung in der Ära Adenauer her. Eingehend beschreibt sie Grzimeks Filme und fragt sich, wie man das »Grzimek-Tierfilm-Fieber« im Deutschland der 1950er Jahre verstehen kann. Ihre These: Tiere sind



gen Diskussionen um dieses Werk. Ihr Ziel ist es, zu verstehen, was sie Grzimeks »Dialogangebot« nennt: In der Übergangsphase vom Nationalsozialismus in die Bundesrepublik übt man im Umgang mit dem Tier den Dialog – das heißt konkret Meinungsfreiheit, öffentliche Streitkultur, Demokratie. Es werden

Franziska Torma
Eine Naturschutzkampagne in der Ära Adenauer. Bernhard Grzimeks Afrikafilme in den Medien der 50er Jahre.
 Martin Meidenbauer Verlag, München 2004, ISBN 3-89975-034-9, 213 Seiten, 36,90 Euro.

eminent wichtig für die Rückgewinnung von Gefühlen. Sie provozieren »wahres« Mitleid, Mitgefühl, Empathie. Sie haben den versichernden Ausdruck eindeutiger Haltungen und müssen sich ihrer nicht grämen. Tiere machen Gefühle wieder greifbar, sie therapieren.

Tormas Arbeit ist im deutschen medienhistorischen Kontext einmalig, fügt sich zugleich aber in das aktuelle, »neu entfachte« Interesse am Tier: Tierethik und -ökologie wird gegenwärtig vermehrt gesellschaftliche Bedeutung beigemessen, es werden wieder mehr Abenteuerberichte und Naturbeobachtungen verfasst und Safari Guides aufgelegt. Das Tier gehört nicht mehr dem Biologen allein, es ist gesellschaftsfähig geworden, Testfeld und Spiegel menschlicher Kompetenzen. Während es dem Menschen schwer fällt, gegenüber Fortschritt, Natur und politischer Verantwortung zu bestehen, erscheint das Tier wie ein eigenständiges operatives Teil des Ganzen: als ein Nadelöhr des Gewissens, als Platzhalter für utopische Aufladungen. Dieser komplexen Verknüpfung von Wirklichkeits- und Wunschvorstellungen im Umgang mit dem Tier stellt Torma in ihrer Untersuchung nach. Ihr Hauptagent ist Bernhard Grzimek in Person und Werk, also seinen Filmen, Büchern und Zeitschriftenbeiträgen und den damali-

menschlichere Umgangsformen wiedererlernt (maßvolle Selbsterhaltung, Gruppensinn, Schutz, Respekt), und die Umgangsweisen werden abgebaut, die das Verhalten während des Dritten Reichs prägten (Befehl und Gehorsam, Härte, Gewaltverherrlichung, Recht des Stärkeren). Denn Tiere führen keinen Krieg; ihre Gewaltbereitschaft dient allein der Selbsterhaltung und nicht der Vernichtung anderer. »In die Tiere verummummt sich die Utopie«, sagte Adorno damals, der sich mit Grzimek Briefe schrieb.

Tormas Versuch besteht einerseits darin, Grzimeks Film- und Medienkampagne als Therapeutikum zu begreifen – das wäre ihre Wirkung auf die deutsche gesellschaftliche Wirklichkeit –, andererseits seine Medienpräsenz zum Schutz der bedrohten Tierwelt Afrikas zu verstehen. Weitgehend ausgelassen wird sein übriges Werk, so die Enzyklopädie »Grzimeks Tierleben« und sein Engagement als Frankfurter Zoodirektor. Artenschutz und Therapeutikum – beide Interessensstränge verbinden sich bei Grzimek im Großwild. Es wundert kaum und ist trotzdem erstaunlich, dass Afrika als soziale und politische Wirklichkeit nicht interessiert, auch nicht die mit den Tieren um den Lebensraum konkurrierenden Menschen. Grzimek (auch Torma) bleibt bei aller Liebe zum Tier den

paradiesisch zeitlosen Afrika-Vorstellungen mit untergehender Sonne über menschenleerer Steppe verbunden. Darin steht Grzimek unwillentlich imperialen und kolonialen Traditionen der Vorkriegszeit nahe. Dass es ihm letztendlich nicht um Afrika und seine realen Bewohner geht, mit denen etwas ausgehandelt werden kann, sondern um in die Ferne wirksame Projektionen und Deutungsmuster, deutet Torma zaghaft an. Eine Kritik dieser prekären Verhältnisse müsste Afrika deutlicher als zeitgenössische Projektionsfläche erkunden.

Auch die aus den Filmen destillierten Bedeutungen der Tiere für das eigene gesellschaftliche Selbstverständnis streift Torma nur. Es fällt ihr schwer, Abstand zu ihrem Material zu gewinnen und die schwelenden Umbrüche zu deuten. Man könnte sagen, in der Ära Adenauer beginnt, was erst in Folge des Mai 1968 gesellschaftlich bewusst verhandelt werden wird: das Aufbrechen des männlichen Rollenbilds und das Rückgewinnen psychischer Schichten, die Krieg, Zerstörung und Autoritätsstruktur nicht zugelassen hatten. Dass die Autoren sich der Ambivalenz der Veränderungen widmen, seien sie gesellschaftlich-historischer oder »interdisziplinärer« Art – hier zum Beispiel kommen zoologische, medienhistorische und soziologische Elemente zusammen –, macht dieses Buch allemal zum Gewinn. In der Tat zeichnet sich ein wichtiger Umbruch ab, ein Abwenden vom militärischen Gestus und mit ihm vom positiven Bild des weißen Großwildjägers. Grzimek, wie Torma andeutet, verkörpert einen Übergangstypus, der für Schwächere Schutz sucht und die Flinte gegen die Kamera und das Notizheft tauscht. Seine Filme, so könnte man sagen, wirkten an der Entwaffnung der deutschen Gesellschaft mit. ◆

Die Autorin

Dr. Marie-Hélène Gutberlet ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaften der Universität Frankfurt. Ihre Forschungsschwerpunkte sind der Rezeptionskontext des Afrikanischen Kinos, Experimental- und Dokumentarfilmstrategien, Musik und zeitgenössische Kunst.

Lebendige Vielfalt kulturellen Schaffens

Ein facettenreiches Bild von Afrikas Literatur, Theater und Gesellschaft

Das das Schwärzeste an Schwarzafrika die Ignoranz der westlichen Welt gegenüber diesem Kontinent ist, daran scheint sich leider wenig geändert zu haben. Vielleicht, wie Binyavanga Wainaina in seiner beißenden Glosse in der Süddeutschen Zeitung (vom 17. Januar 2006) nahe legt, hat sich dieses Image durch die Krisen des Kontinents seit den 1980er Jahren sogar verschärft: Das traurige, sehr einseitige Bild, wie es die Medien entwerfen, ist geprägt durch den Fokus auf Kriege, Gewalt, AIDS und Hungersnöte – oder eben nackte Brüste, verhungerte Kinder und Kalaschnikows. Anstatt uns auch über das kulturelle Schaffen in Afrika, die Vielfalt der Sprachen und Kulturen, Literatur, Theater und Film zu informieren, werden wir täglich das Gruseln gelehrt. Darüber kann man lamentieren oder Bücher wie dieses herausgeben.

In ihrer informativen und auch in Bezug auf die eigene Disziplin kritischen Einführung zeichnet Susan Arndt die Genese unseres heutigen gesellschaftlichen Diskurses über Afrika nach – und zwar nicht nur vom pseudo-wissenschaftlichen Rassismus der Kolonialzeit bis zur Gegenwart, sondern auch in Bezug auf die Position der Afrikanistik in Deutschland.

Die Essays, die der Band versammelt, setzen sich mit dem vielfältigen kulturellen Schaffen in afrikanischen Ländern auseinander, wobei der Schwerpunkt auf dem Theater liegt. Eine Fülle von Themen, wie Theaterarbeit in Gefängnissen, Literatur von Frauen, postkoloniale Sprachpolitik, Filmkritik, die Rolle der Universität in Afrika, aber auch Afrikabilder in Deutschland, erlaubt Einblicke in die heutige wie auch historische Kulturarbeit in afrikanischen Ländern und deren Interaktionen mit Europa. Die 26 Essays sind durchweg lesenswert.

Besonders Innenansichten, das heißt Essays von afrikanischen Literaten und Theatermachern, die von der Kulturarbeit in spezifischen Genres und Ländern berichten, ermöglichen tiefere Einblicke in kulturelle, gesellschaftliche und po-

litische Prozesse der afrikanischen Gegenwart. Dies erscheint mir besonders in den Fällen gelungen, in denen zwei oder mehrere Autoren sich des gleichen Themas annehmen. Während zum Beispiel Temple Hauptfleisch sich mit der Entwicklung des Theaters in Südafrika beschäftigt, erzählt der darauf folgende Artikel von Zakes Mda von den Veränderungen des Theaters in den Jahren nach der Apartheid.

Ein ebenfalls interessantes Paar bilden die Essays von Femi Osofisan und Omofolabo Ajayi-Soyinka über das Theater in Nigeria. Die antagonistischen Einschätzungen der Autoren eröffnen einen Diskurs, der hierzulande sicherlich wenig bekannt ist. Osofisan berichtet über den Bedeutungsverlust des Theaters in Nigeria, den sie der Verarmung, Unsicherheit auf den Straßen, der Abwanderung von Intellektuellen und nicht zuletzt einer massiven Videoproduktion zuschreibt. Im Gegensatz dazu erzählt Ajayi-Soyinka von einem erfolgreichen Theaterstück, das als TV-Serie verfilmt wurde und in beiden Formen aufgrund seiner intelligenten Kodifizierung gesellschaftlicher Phänomene zum »Kult« und Gesprächsstoff wird. Die Fernsehserie führt fort, was das Stück begonnen hat, bedient sich einer Semiotik und narrativen Form, die »traditionelle« Codes des Sprechens einbezieht – und fegt zur Sendezeit die Straßen leer.

Die Essays von Susan Kiguli und Goretti Kyomuhendo erzählen, »was es bedeutet, eine afrikanische Schriftstellerin zu sein« und berichten von der Position von *Femrite*, der Vereinigung ugandischer Schriftstellerinnen. Wir werden über das Konzept des Negofeminismus informiert – eines Feminismus' der Auseinandersetzung – aber auch über die Schwierigkeiten, weibliche Identität zu konstruieren. Deutlich wird auch, was es bedeutet, Tabus zu brechen und über die Erfahrungen von häuslicher Gewalt und Vergewaltigung zu sprechen oder zu schreiben.

Als weiteres Beispiel geglückter diskursiver Einblicke sind vier Artikel über *Theatre for Development* zu nennen; hier werden die Möglich-

keiten und Schwierigkeiten des Theaters in den Bereichen Wissensbildung, Kommunikation und kollektiver Erarbeitung von Strategien, zum Beispiel im Kampf gegen AIDS, aufgezeigt.

Man hätte sich vielleicht mehr Essays wie den des somalischen Schriftstellers Nuruddin Farah gewünscht. Farah, der seit vielen Jahren im Exil lebt, führt uns den *Tamarind Market* in Mogadischu als

Kreatives Afrika. SchriftstellerInnen über Literatur, Theater und Gesellschaft.

Susan Arndt und Katrin Berndt, Festschrift für Eckhard Breiting, Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2005, ISBN 3-7795-0028-0, 522 Seiten, 24,90 Euro.



Wahrzeichen des vergangenen Glanzes, als einen Sehnsuchtsort vor; wir lernen nicht den Kriegsschauplatz kennen, sondern eine Stadt mit reicher kosmopolitischer Geschichte.

Gleichfalls »Augen öffnend« ist Karim Traorés brillante Metakritik europäischer Kritiken über afrikanische Filme. Am Beispiel von Idrissa Quédraogos Film *Yaaba* macht Traoré deutlich, dass Filmkritiker, die afrikanische Filme wechselweise als »erfrischend naiv« oder »rührend einfach« beschreiben, nichts als ihre eigene beschränkte Kompetenz und Hilflosigkeit angesichts einer fremden Symbolik und Bildsprache zur Schau tragen. Es gelingt ihm, der Leserin die Komplexität von Quédraogos Film nahe zu bringen und dabei Stereotypen westlicher Filmkritik gegenüber dem »Ethnofilm« ins Wanken zu bringen.

Es ist ein gelungener Sammelband. Einzig der Titel scheint mir ein Fehlgriff: Muss »Afrika« (als Sammelbegriff) nun kreativ statt dunkel, wild oder obskur sein? Stereotypen werden leider nicht durch ihre Umkehr, wohl aber durch Bücher wie dieses demontiert. ◆

Die Autorin

Dr. Anette Hoffmann ist Kulturwissenschaftlerin und Afrikanistin und lebt in Köln. Zurzeit beschäftigt sie sich mit narrativen und performativen Widerstandskulturen der afrikanischen Bevölkerung in Namibia während der Kolonialzeit.